

Hallo, schön, dass Sie hier sind – und schön, dass wir *hier* sind, in der frisch restaurierten Pödelwitzer Kirche! Ich denke, es kann für die Themen, mit denen wir uns heute beschäftigen, kaum einen besseren Ort geben.

Denn die Kirche ist ein imposanter Beleg für den Wert unseres baulichen Erbes und verbindet uns direkt mit der jahrhundertealten Geschichte von Pödelwitz. Zugleich ist die Sanierung der Kirche aber auch ein Ausblick in die Zukunft. Sie ist der Auftakt zur Wiederbelebung des Dorfes. Sie geht uns dafür als gelungenes Beispiel für sensible Umbaukultur voran: Mit minimalen Eingriffen wurde der Bestand an veränderte Anforderungen angepasst – der elegant eingepasst Einbau von Toilette und Teeküche macht Veranstaltungen wie diese möglich. Auch wenn Gottesdienste die Kirche nicht mehr auslasten – der Bedarf nach Orten der Gemeinschaftlichkeit ist zeitlos. Auch in den Jahren des Widerstands gegen die Abbaggerung war die Kirche zentral als Ort für Versammlungen und Aktionen.

Dieser einschneidende Abschnitt der Dorfgeschichte hat auch in der Neugestaltung der Kirche seinen Platz gefunden: Die Tafeln der Empore erinnern an die verlorenen Nachbardörfer. Viele ihrer Bewohner kamen einst sonntags zu Fuß über die „Kirchsteige“ hierher und füllten die Kirche bis unter die Decke, damals sogar auf zwei Emporen. Von links nach rechts sind die Dörfer in der Reihenfolge ihrer Zerstörung verewigt. Doch diese Geschichte endet mit Kieritzsch und Pödelwitz anders als sie begann, denn beiden Orten bleibt das Schicksal ihrer Nachbardörfer erspart. Pödelwitz und seine Kirche mit ihrem Zwiebelturm, der auch das Logo der Organisation „Alle Dörfer bleiben“ ziert, wurden zum Symbol dafür, was gemeinsames Engagement bewegen kann, wenn es mit dem richtigen politisch-historischen Moment zusammenfällt. Der Erhalt von Pödelwitz ist ein Anzeichen für den tiefgreifenden Wandel, in dem wir uns befinden – und er war ausnahmsweise ein Zeichen der Hoffnung.

Doch das Ende dieser Geschichte ist nur der Anfang der nächsten. Denn die Herausforderungen sind nicht bewältigt – nicht für Pödelwitz, und nicht für unsere

Gegenwart. Noch steht das Dorf leer und verfällt – und noch rasen wir mit immer nur zunehmender Geschwindigkeit auf die durch uns verursachten Krisen und Katastrophen zu.

Der Verzicht auf die „bergbauliche Inanspruchnahme“ von Pödelwitz, der gesamte Kohleausstieg ist Teil einer historischen Umwälzung. Es ist ein „Strukturwandel“, der weit über die Reviere hinausgeht und weit mehr erfordert als „nur“ eine Technologiewende: Das Ende des fossilen Zeitalters.

Um begreifbar zu machen, was *das* wirklich bedeutet, ein kurzer Vergleich: Die Energie, die wir täglich aus fossilen Brennstoffen nutzen, entspricht rund zwei Milliarden Jahren schwerer Arbeit bei einer 40-Stunden-Woche. Jeder der 5,3 Milliarden erwerbsfähigen Menschen müsste damit 138 Jahre lang arbeiten, um die Energie zu erzeugen, die wir in einem Jahr verbrauchen.

Natürlich hat der Mensch schon immer mehr Energie genutzt als die eigene Muskelkraft – zuerst durch Feuer, später durch Haustiere, Wasser- und Windmühlen. Doch mit den fossilen Brennstoffen kam ein gewaltiger Sprung: Energie wurde in nie dagewesenem Überfluss verfügbar. Darauf gründet sich unser Wirtschaftssystem; die Produktionsprozesse und Infrastrukturen unserer Versorgung. Heute reist eine Jeans im Schnitt 65.000 Kilometer; das ist billiger, als sie lokal zu produzieren. Obst kommt aus Übersee, obwohl wir es im Garten anbauen könnten. Das ist absurd ineffizient; und noch absurder ist, dass dieses sinnlose Verschleudern von unglaublichen Mengen an Energie im globalen Norden innerhalb von einer Generation normal geworden ist. Es ist nicht nur normal, es ist sogar ein *Anspruch*, der verbissen verteidigt wird – als wäre es ein Grundrecht, solche Mengen an Energie für sich zu verbrauchen, auf Kosten anderer Menschen, anderer Lebewesen und zukünftiger Generationen. Selbst *wenn* Politiker*innen, die natürlich von dem gewohnheitsmäßigen fossilen Anspruchsdenken auch nicht ausgenommen sind, nur geringe Schritte in Richtung der nötigen Transformation anstoßen wollen, werden sie zumeist unter Schmährufen von der Wählermehrheit ihrer Entscheider-Position enthoben. Doch das Ende der fossilen Energien

kann diese Verleugnungshaltung höchstens verzögern, nicht verhindern. Die Vorkommen werden knapper und teurer zu erschließen, politische Krisen verstärken die Unsicherheit.

Und auch mit erneuerbaren Energien lässt sich der enorme Verbrauch nicht ohne weiteres decken. Auch sie verbrauchen Ressourcen und verursachen Schäden; in der Produktion oder an ungünstigen Standorten. Ein bloßer Technologiewechsel reicht nicht, schon gar nicht im Kontext einer wachstumsabhängigen Wirtschaft: Trotz immer effizienterer Technik steigt der absolute Energie- und Ressourcenverbrauch immer weiter.

Um innerhalb der planetaren Grenzen zu bleiben, steht jedem Mensch nur etwa eine Tonne CO₂ pro Jahr zu. In Deutschland liegt der Durchschnitt bei elf Tonnen. Und CO₂ ist nur der prominenteste Teil des Problems – auch Artenverlust, Wasserknappheit und andere Belastungen bringen uns an Kipppunkte, an denen die ökologische Überlebensfähigkeit unserer Gesellschaft in Frage steht. Schon heute sterben jährlich Millionen Menschen durch Folgen der Umweltkrisen, besonders im globalen Süden, der am wenigsten dafür verantwortlich ist.

Wozu nun all das, es ging doch gerade noch um die im Dorf gelassene Kirche!

Worauf ich hinaus will, ist eine einfache, aber eben doch stark bekämpfte und schwierig umzusetzende Erkenntnis: Was wir dringend brauchen ist weniger – weniger, viel weniger Energie- und sonstigen Weltverbrauch.

Und das führt uns zurück zum Dorf und seinem historischen Erbe. Bei allen Unterschieden zwischen unserer Hightech-Gegenwart und vergangenen Jahrhunderten, war jedes „Früher“ eine Zeit, in der mit Energie besser gehaushaltet werden musste. Daraus sind viele Kulturtechniken entstanden, die uns heute Hinweise für die tiefgreifenden Veränderungsprozesse der nächsten Jahrzehnte geben können. Die traditionelle ländliche Baukultur ist ein gutes Beispiel: Häuser wurden mit lokalen Rohstoffen wie Holz, Lehm und Stroh gebaut – kurze Transportwege, geringe Verarbeitung, ökologisch und, ganz wichtig: reparierbar. Diese Bauweisen sind weder „rückschrittlich“, wie sie nach dem zweiten Weltkrieg verunglimpft wurden, noch „innovativ“, wenn sie heute im Rahmen der

„Bauwende“ wieder aufgegriffen werden, sie sind einfach sinnvoll, über Jahrhunderte lokal gewachsen – und damit zeitlos.

Doch nicht nur die einzelnen Gebäude und ihre Bauweisen haben diese zukunftsfähigen Qualitäten, sondern auch ihre Gesamtheit als Siedlungsstruktur, als Dorf. Das Dorf ist eine Grundform menschlichen Zusammenlebens und war über die längste Zeit nicht nur Wohnort, sondern auch soziale, politische und wirtschaftliche Einheit. Bevor jeder Haushalt auf dem Land ein oder sogar zwei Autos hatte, mussten die Bewohner ihre Versorgung mit den Dingen des täglichen Bedarfs zwangsweise aus dem eigenen Hof, Dorf oder der nahen Umgebung decken – je täglicher der Bedarf, desto näher, im besten Fall. Im Gegensatz zu den heutigen „Schlafdörfern“ waren die Dörfer also – im Sprachgebrauch der Stadtplanung – „dichte,utzungsgemischte Quartiere“, „Quartiere der kurzen Wege“. Diese Konzepte haben heute wieder Konjunktur und umreißen auch zentrale Anliegen in unserer Vision für die Wiederbelebung von Pödelwitz. Unsere welt-vernutzende Lebensweise ist systembedingt und lässt sich auf der individuellen Ebene kaum nennenswert verändern. Wir brauchen Infrastrukturen, die zukunftsfähige Lebensweisen überhaupt erst *ermöglichen*.

Kurze Wege bei lokaler Produktion und Versorgung, aber auch Kultur und Freizeit, sparen nicht nur Energie, sondern sind auch resilienter – eine wichtiger werdende Qualität in einer ökologisch und politisch destabilisierten Welt. Die überkomplexen Lieferketten sind nicht nur ökologischer Wahnsinn und bauen auf Ausbeutung auf, sie sind auch verletzlich. Als ein Frachter für 6 Tage im Suez-Kanal quer stand, geriet die globale Logistik ein Jahr lang aus dem Takt. Und sie *machen* auch verletzlich, denn auch weit entfernte Störungen lassen sich nicht einhegen. Die rasante Ausbreitung des Corona-Virus bis hin zur Pandemie mit all ihren Folgen haben wir, denke ich, noch nicht vergessen.

Ein „Dorf der kurzen Wege“ birgt außerdem soziale Mehrwerte, es schafft vielfältige und lebendige Orte, die Teilhabe und den sozialen Zusammenhalt stärken, was, wie wir wissen, ebenfalls dringend notwendig ist.

Überhaupt ist Gemeinschaftlichkeit ein Schlüsselfaktor für die Transformation. Die Größe eines Dorfes ist dafür vorteilhaft. Da die Marktwirtschaft die Dörfer fallen gelassen hat,

kann die Versorgung nur gemeinschaftsgetragen zurückkehren – etwa durch Kooperativen statt dem klassischen Dorfladen.

Im gemeinschaftlichen *Teilen* von Ressourcen liegt aber außerdem ein großes Potential für suffizientere Lebensweisen, also für eine Reduktion des Lebensstandards – ohne dass dabei Lebensqualität verloren gehen muss! So können speziellere, selten genutzte Gebrauchsgegenstände geteilt werden, wodurch sie sich nicht jeder Haushalt einzeln anschaffen muss, zum Beispiel Beamer und Leinwand für einen Kinoabend, ein Transporter, ein Party-Raum oder speziellere Werkzeuge. Das ist nicht nur eine ökologische, sondern auch eine ökonomische Einsparung.

Auch für gemeinschaftlich genutzte Ressourcen finden wir historische Vorbilder, die Allmenden. Dorfgemeinschaften hatten gemeinschaftlich besessenes Land; Weiden, Wälder, Teiche, die sie über Jahrhunderte erfolgreich, das heißt nachhaltig, dank ausgeklügelter und immer wieder angepasster Gewohnheitsrechte und Regelungen bewirtschafteten und pflegten.

Gemeinschaftlicher und demokratisch verwalteter Besitz, zum Beispiel genossenschaftliches Wohnen, gehört auch zu unseren Kernideen für ein wiederbelebtes Pödelwitz. Das würde auch verhindern, dass unser aller Engagement für ein lebenswertes Dorf zu einer Aufwertung im finanziellen Sinne führt und die Grundstückspreise steigen, bis sich nur noch bessergestellte Menschen ein Leben hier leisten können – so wie es bei allen positiven Entwicklungen ja leider in Dreiskau-Muckern passiert ist.

Ein erstes Grundstück, den alten LPG-Hof, konnten wir als Verein dieses Jahr von einem ehemaligen Dorfbewohner kaufen. Dort planen wir den „Vielseithof“, ein inklusives Wohn- und Arbeitsprojekt. Mit Betrieben für Gemüsebau und Handwerk und einer Kantine entstehen erste Bausteine für das „Dorf der kurzen Wege“.

Veränderungen lässt sich von oben kaum verordnen. Es braucht Positivbeispiele, die Menschen die Angst vor Veränderung und Verlust nehmen. Es braucht Orte und Menschen, die bereit sind, der Frage nach zu gehen, was und wie viel oder wenig es wirklich braucht

für ein gutes Leben. Pödelwitz hat mit 80 Prozent Leerstand und vielen engagierten Akteuren und Netzwerken die Chance, so ein „Reallabor“ zu sein.

Gerade auf dem Land sind viele Fähigkeiten und Fertigkeiten des Selbermachens, die es für zukunftsfähige, resiliente Lebensweisen braucht, noch vorhanden. Es gilt, Lernorte zu schaffen, die diese Subsistenzfähigkeiten erhalten und wieder stärken. Eine besonders wichtige Kulturtechnik, die es für viele von uns wieder zu erlernen gilt, ist das Reparieren. Die Quellen des Mittelalters und der frühen Neuzeit listen unzählige Reparaturberufe. Die Lebensdauererlängerung unserer Gebrauchsgegenstände kann den Energie- und Ressourcenverbrauch unserer heutigen Wegwerfgesellschaft stark senken.

Insbesondere im Bausektor ist das dringend notwendig. Neubauten und Abrisse verursachen fast die Hälfte aller energiebedingten Emissionen weltweit und in Deutschland 55% des Abfallaufkommens. Eine neue Wertschätzung für den Bestand und seine „graue Energie“ ist das Gebot der Stunde – für die Denkmalpflege schon lange selbstverständlich.

Auch in Pödelwitz kämpfen wir von Anfang an für den Erhalt dieses Bestands, zuerst gegen die Devastierung, jetzt gegen den Verfall. Unsere Vision braucht den Bestand. Und der Bestand braucht angemessene Nutzungskonzepte. Wir beobachten flächendeckend große Verluste von Zeugnissen der traditionellen ländlichen Baukultur und damit oft auch dem Gesicht der Dörfer. Neben fehlender Wertschätzung ist es allen voran die fehlende Nutzung, die zu Verfall und Abriss insbesondere von Wirtschaftsgebäuden wie Ställen und Scheunen führt. Ein „Dorf der kurzen Wege“ ist dagegen genau auf diese Gebäudetypen angewiesen. Auch gemeinschaftliche Wohnformen tun großen Immobilien, wie den Höfen, gut. Höfe waren immer durch „Mehrgenerationen-Gemeinschaften“ bewohnt; für eine Kleinfamilie, die den Hof als Einfamilienhaus zu nutzen versucht, oder gar die Großeltern allein sind die riesigen Wohnraumflächen pro Kopf oft kaum zu bewirtschaften und zu erhalten.

Durch die Nachinventarisierung wurde die Zahl der denkmalgeschützten Häuser in Pödelwitz fast verdoppelt, erste erhaltende Maßnahmen von der MIBRAG eingefordert. Doch der Winter steht schon wieder vor der Tür, für einige Häuser schon der Zehnte. Bei jedem Regen läuft Wasser durch undichte Dächer und kaputte Fallrohre in Balken und

Mauerwerke; eine große, im Werteplan der Ortsanalyse als „erhaltenswert“ markierte Scheune ist schon vor drei Jahren in großen Teilen zusammen gebrochen. Und *auch* viele vorstellbare Szenarien einer „Wiederbelebung“ könnten für den Charakter von Pödelwitz Katastrophales mit sich bringen. Demokratische Instrumente wie eine Erhaltungs- und Gestaltungssatzung für Pödelwitz könnten helfen, die Dorfentwicklung auf das Gemeinwohl zu orientieren.

Auf der Bildtafel sind der Pödelwitzer Gasthof und das Schulgebäude dargestellt, wie sie auf einer historischen Postkarte abgebildet sind. Aber vielleicht ist es auch ein Blick in die Zukunft, nach einer baukulturell hochwertigen Wiederbelebung? Vielleicht wurde bei der Sanierung des Gasthofs seine ursprüngliche Fassade wieder hergestellt. Es wäre bei diesem ortsbild- und ortsgeschichteprägenden Gebäude am zentralen Platz ein großer Gewinn für das Dorf. Und das Spalier an der alten Schule ist vielleicht für eine essbare Fassadenbegrünung als Maßnahme zur Klimawandelanpassung angebracht worden.

Mit der Sanierung unserer Dorfkirche ist ein großer, symbolischer Schritt gegangen in die Zukunft des Dorfes. Ich habe an der Restaurierung mitwirken dürfen. Es war ein großes Geschenk, dass ich mich einreihen durfte in die Generationen von Menschen, die dieses Gebäude als zentraler Ort ihrer Gemeinschaft durch die Jahrhunderte getragen haben. Erst Pödelwitz hat mich zum Handwerk geführt, inzwischen arbeite ich seit zwei Jahren bei einem lokal ansässigen Handwerksbetrieb. Ich bin nach Pödelwitz gekommen, um das Dorf zu gestalten, zu verändern. Doch das geht nur, wenn man zulässt, auch selbst verändert zu werden; zu lernen und zu tun, was es *braucht*. Andere haben sich zur Baumwartin ausbilden lassen, sind zu Profis in der Moderation von Dorfversammlungen geworden oder zu Stadträtinnen in Groitzsch, verarbeiten die Obstmengen, reparieren unsere Fahr- und Werkzeuge und und und.

„Transformation“ ist ein großes Wort, aber wenn sie nicht im Kleinen passiert, wenn wir uns nicht lokal dafür engagieren und wenn wir nicht die Fähigkeiten und Gewohnheiten zukunftsfähiger Lebensweisen wieder erlernen, führen uns auch Strukturwandel-Millionen nur in eine nächste Phase innovativer Welt-Zerstörung. In den Nischen, in denen das im

Moment möglich ist, passiert in Pödelwitz schon vieles, was wir uns für seine Zukunft wünschen. Damit diese Räume des Lernens und der Veränderung wachsen können, müssen wir uns dafür einsetzen, dass auch der Rest des Dorfes bald dem Vorbild der Kirche folgt und sich wieder mit Leben füllt.

Danke, dass Sie uns dabei unterstützen!